

Eine Erfahrung.

Novelle von Ilse-Dore Tanner.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

In dem Brief an ihren Verlobten lautete aber Grete Frohweins Urteil über Berlin und die Berliner ganz anders. Da war Berlin „entzückend“, sie amüsierte sich „hinnäselich“ auf allen Gesellschaften, lernte eine Menge interessanter Menschen kennen und fand ihren Aufenthalt in der Großstadt „überhaupt begeisternd“.

Hätte Grete diesen Brief erst nach der Gesellschaft bei Professor Niederaus geschrieben, so wäre er der Wahrheit näher gekommen, denn diese Gesellschaft war so etwas wie ein Wendepunkt und brachte Reiz und Interesse in ihr Berliner Leben.

War es das neue, hochmoderne und elegante Kleid, das die

Tante ihr geschenkt hatte und in dem sie sich würdig den Modedamen von Berlin W an die Seite stellen konnte, oder war es wirklich eine andere Art Menschen, die hier zusammengekommen waren — Grete fühlte sich von Anfang an sicherer und behaglicher, und dazu kam als Hauptsache, daß ihr der eleganteste und, wie es schien, begehrteste Herr des Kreises ganzentschieden den Hof machte.

„Doktor Franz Degen, ein berühmter junger Dichter, ein Stück von ihm ist vorigen Winter aufgeführt worden“, hatte ihr Tante Emilie zugeflüstert, als er vorgestellt wurde. Er hatte ein vollkommen bartloses, hageres, markantes Gesicht, eines von jenen, die auffallen und nicht vergessen werden. Seine grauen, etwas stehenden Augen hatten mit offenbarem Wohlgefallen auf Grete Frohweins mädchenhafter frischer Erscheinung geruht, und nachdem er noch einige Damen begrüßt hatte, war er wieder zu ihr getreten.

„Nicht aus Berlin, Gnädigste?“ hatte er in etwas herablassendem Ton die Unterhaltung begonnen, und auf Grete Frohweins scherzhaft-empörte Worte: „Es ist eigentlich beleidigend für mich, daß mir jeder gleich ansieht, daß ich nicht aus Berlin bin“, mit feiner betonter Schmeichelei gemeint: „Im Gegenteil, meine Gnädigste, ganz im Gegenteil“, und seine Augen glitten dabei über ihre Gestalt mit einem Blick, der sie erröten machte. Überhaupt, sie war diese Art der Unterhaltung, wie Doktor Degen sie pflegte, nicht gewohnt, aber die versteckten und doch deutlichen Schmeicheleien, die er ihr zwischendurch sagte, gaben ihr Sicherheit und die muntere Schlagfertigkeit, die ihr daheim zu eigen gewesen.

Er jagte ihr, daß ein feiner empfindlicher Dichter und Menschenkenner natürlich einen ganz anderen, geschärften Blick dafür habe, was echte, vornehme Weiblichkeit, was frische Natürlichkeit sei, und daß er über diese hypermodernen, sich so unendlichflug und sicher gebärdenden Dämchen nur lächeln könne; überaltiviert nannte er sie. Und sie, Grete Frohwein, sei wie ein taufrisches Röschen unter anspruchs-vollen Zentifolien.

Es tut einem jungen Mädchenherzen sehr wohl, wenn ein berühmter Dichter so etwas sagt, wenn es auch nicht gerade besonders originell ist; kein Wunder, wenn Gretes Augen noch einmal so hell strahlten und ihr Mund lachte.

Als Doktor Kurt Schneider die Sprechstunden, die er in Vertretung des alten Doktor Wartsch in dessen Wohnung abhielt, erledigt hatte, ging er, da es heute keine eiligen Besuche zu machen



Vom Kriegsschauplatz in Flandern.

Im Hinblick auf einen Winterfeldzug vorgelegener, verstärkter Ausbau von Schützengräben.

ist; kein Wunder, wenn Gretes Augen noch einmal so hell strahlten und ihr Mund lachte.

Als Doktor Kurt Schneider die Sprechstunden, die er in Vertretung des alten Doktor Wartsch in dessen Wohnung abhielt, erledigt hatte, ging er, da es heute keine eiligen Besuche zu machen

gab, erst zu seiner Mutter hinüber, um zu frühstücken. Er sah auf den ersten Blick, daß sie irgend etwas auf dem Herzen hatte, irgend etwas, das nicht angenehm für ihn sein würde.

Ihr gutes, altes Gesicht sah bekümmert aus, und ihre Augen forschten fast ängstlich in seinem Gesicht, so, als wolle sie den rechten Moment abpassen für ihre Worte.

„Nun, Mutterchen, schief los. Ich sehe doch, daß du mir etwas sagen willst“, sagte Doktor Schneider lächelnd.

Die alte Frau wurde rot: „Gott, Kurt, es ist mir so schrecklich — weil du doch gleich wieder denken wirst, ich hätte etwas gegen die Grete Frohwein — aber sagen muß ich dir's doch, das halte ich für meine Pflicht, ich —“

Kurt Schneider war blaß geworden und trommelte nervös mit den Fingerspitzen auf der Tischdecke: „Nun sag schon, was es ist, Mutter —“

„Ja, also, du weißt doch, daß meine alte Freundin Frau Bauminspektor Markwald in Berlin wohnt?“

Ihr Sohn nickte ungeduldig.

„Sie hat viel Verkehr, auch in Kreisen, wo Doktor Frohweins verkehren — und da —“ Frau Amtsrat Schneider suchte verlegen nach Worten.

— und da hast du ihr natürlich geschrieben, ein wachsameres Auge auf Grete zu haben —“ ihr Sohn lächelte ironisch.

„Wie du nur wieder bist, Kurt“, sagte seine Mutter beleidigt, „ich habe einfach geschrieben, daß ich mich für das junge Mädchen interessiere; das ist doch ganz natürlich, da sie aus unserer Stadt ist. Ja, und Frau Bauminspektor schreibt mir —“ sie faßte in ihre Tasche, holte einen Brief heraus und las dem Sohne vor: „Die junge Nichte aus Klausburg, die Frohweins zu Besuch haben, ist allerliebste und gefällt sehr, besonders den Herren. Sie scheint etwas reichlich kokett zu sein und hat, wie es scheint, den Doktor Franz Degen, den berühmten Dichter, ganz gefangen genommen; er huldigt ihr in äußerster auffallender Weise und man spricht sogar von einer Verlobung, trotzdem Doktor Degen eigentlich als eingeseifelter Junggeselle, wenn auch sonst als ausgesprochener Don Juan gilt. — So —“ sagte Frau Amtsrat, den Brief zusammenfaltend, „das mußte ich dir doch sagen.“

Des jungen Arztes Gesicht war noch um einen Schein bleicher geworden, trotzdem suchte er anscheinend völlig ruhig und gleichgültig die Achseln. „Ich habe nie daran gezweifelt, daß Grete, wohin sie auch kommt, gefallen wird — und im übrigen setze ich volles Vertrauen in sie und bin weit entfernt, auch nur das geringste auf derartige Klatschereien zu geben.“

Frau Schneider seufzte tief auf: „Wenn du nur nicht enttäuscht wirst, mein armer Junge.“

Da ging der Doktor, ohne ein Wort zu sagen, aus dem Zimmer und schloß unsanft die Türe hinter sich.

Mißgestimmt begab er sich auf seinen Besuchsrundgang und war noch weniger empfänglich als sonst für die Liebenswürdigkeit der Frau Bürgermeister Sehring, die in letzter Zeit auffallend oft krank war, und für die Reize des Fräuleins Hildegard, der ihm eigentlich von seiner Mutter ausgesuchten Braut.

Als er sich dort verabschiedete, meinte Frau Sehring leichtthin: „Sie verkehren ja viel bei Frohweins, Herr Doktor, da wird es Sie interessieren, daß die Grete sich wohl demnächst in Berlin verloben wird, ich weiß es aus ganz sicherer Quelle. Ich freue mich sehr darüber, die Grete ist ein liebes Ding und würde ja in eine Kleinstadt wie Klausburg zum Beispiel nie passen.“ Sie wollte noch ein paar schöne Worte hinzufügen, wie sehr hingegen ihre Hildegard in der Heimat wurzele, aber der Doktor, dem das Blut ins Gesicht gestiegen war, unterbrach sie kühl:

„Ich war gestern erst bei Frohweins, die Eltern scheinen diesem freudigen Ereignis noch vollständig ahnungslos gegenüberzutreten.“

„Ja, mein lieber Doktor, das ist ja oft der Fall, daß die zunächst Beteiligten so etwas erst zuletzt erfahren; Gretchen wird die Eltern und Klausburg überraschen wollen.“

„Ich kann mir denken, daß diese Überraschung besonders bei den Damen Klausburgs eine sehr freudige sein würde“, sagte der Doktor spitz und zweideutig und empfahl sich hastig.

Frau Sehring sah ihn ärgerlich nach. Doktor Kurt Schneider aber setzte sich daheim an seinen Schreibtisch und schrieb einen Brief an seine Braut, in dem er ihr sagte, daß er selbst ihr zwar vollkommen vertraue und genau wisse, daß sie sich niemals einer Unwahrhaftigkeit und Untreue gegen ihn schuldig machen würde, aber er müsse ihr doch mitteilen, was für Gerüchte über sie verbreitet seien, denn in ihrer Unschuld und Unerfahrenheit sei sie vielleicht unvorsichtig, und natürlich, es schmerze ihn doch und wäre ihm nicht angenehm, daß man seine Braut mit solcher Sicherheit als Braut eines anderen bezeichnen könne, wie er ihr ja nun auch überhaupt sagen möchte, daß sein Gleichmut gegen diese durchaus von ihr gewollte Reise erbeuchelt gewesen sei.

Nachdem er sich so alles vom Herzen heruntergeschrieben hatte, wollte er eigentlich noch einige herzliche Liebesworte hinzufügen, aber er ließ es. Nein, nun mußte Grete erst Farbe bekommen, er wollte sie nicht beeinflussen oder gar um ihre Liebe betteln — trotz allem hatte doch der Wurm des Mißtrauens angefangen, in seinem Herzen zu nagen. Als er den Brief in den Kasten gesteckt hatte und sich auf den Weg zu Tante Minette Schneider, der einzigen noch lebenden Schwester seines Vaters, machte, die nach ihm verlangt hatte, war er in wenig menschenfreundlicher Stimmung.

Tante Minette litt ab und zu an Gichtanfällen, aber da sie ärztliche Verordnungen und Ratschläge nur so lange befolgte, wie die Schmerzen und die Erinnerung daran dauerten, so war ihr wenig zu helfen.

Heute aber schien sie überhaupt nicht leidend zu sein.

„Ich habe mit dir zu reden, Kurt“, begann sie feierlich, als ihr Kesse sie begrüßte. „Du bist nun mit deinem Berufsstudium fertig und wirst, wie deine Mutter mir sagte, die Praxis von Doktor Bartisch übernehmen. Da ist es Zeit, daß du nun heiratest und mir — uns allen ist es natürlich wichtig, daß du eine Frau wählst, die zu uns paßt.“

„Vor allen Dingen muß sie doch zu mir passen, Tantchen, und überhaupt —“

Tante Minette hob abwehrend und gebietend die Hand.

„Laß mich erst aussprechen, lieber Nefse. Wenn sie zu uns paßt, paßt sie auch zu dir, das ist selbstverständlich. Ich bin die einzige Schwester deines Vaters, und du wirst einst mein Erbe, also habe ich wohl das Recht und auch die Pflicht, dir meinen Rat zu erteilen, zumal es ja eine bekannte Tatsache ist, daß wir Frauen unserem Geschlecht gegenüber ein viel schärferes Auge und richtigeres Urteil haben als ihr, die ihr euch so oft durch Außerlichkeiten bestechen laßt und dann hereinfällt.“

Kurt Schneider fühlte, wie es innerlich in ihm kochte, aber er zwang sich zur äußersten Ruhe.

„Trotzdem wird es jeder echte Mann vorziehen, sich seine Frau selbst zu wählen“, sagte er kühl und bestimmt.

Tante Minette tat diese Bemerkung mit einer Handbewegung ab. „Er kann froh und dankbar sein, wenn man ihn auf den richtigen Weg weist. Für dich ist jedenfalls die einzig passende Frau hier Hildegard Sehring — ein so reizendes, gebiegenes und auch wohlhabendes Mädchen, daß du froh sein kannst, wenn sie dich nimmt.“

Ihr Nefse lachte gerade heraus, was ihm einen vernichtenden Blick eintrug.

„Sie paßt zu dir, sie paßt in unsere Familie, sie ist die geborene Arztfrau und — das gute Kind hat mich oft besucht, wie du fort warst, und da haben wir viel von dir gesprochen — sie interessiert sich für dich, ich habe ein feines Gefühl für so etwas.“

Der Doktor stand hastig auf und schob mit einem recht höflichen Rud seinen Stuhl unter den Tisch.

„Trotzdem gebe ich dir die Versicherung, liebe Tante, daß ich Fräulein Hildegard Sehring nicht heiraten werde“, sagte er scharf, „und im übrigen mußt du entschuldigen, wenn ich mich jetzt empfehle, ich habe noch zu arbeiten!“

Und während Tante Minette mit ärgerlich zusammengekniffenen Lippen auf ihrem Fensterplatz saß und Betrachtungen anstellte über die Undankbarkeit der heutigen Jugend, ging ihr Nefse vor Ärger hochrot im Gesicht nach Hause und murmelte etwas zwischen den Zähnen, was genau so klang, wie „verdammtes Rest“.

Zwei Tage darauf hatte Kurt Schneider einen Brief seiner Braut in Händen, dessen Hauptinhalt also lautete:

„Ich halte es für unter meine Würde, auf die alberne Klatscherei näher einzugehen, aber daß Du sie mir mitteilstest, beweist schon, daß Du Dich bereits von dem Klausburger Geist beeinflussen läßt. Und in diesem elenden Klatschneft mütest du mir zu, zu wohnen! In diesem Klatschneft, in dem man nicht nur auf Schritt und Tritt beobachtet wird, wenn man da ist, sondern das auch noch, wie es scheint, auswärts Spione unterhält. Ich wäre unglücklich, wenn ich immer in Klausburg leben müßte, das sehe ich ein, je länger ich in Berlin bin. Hier kümmert sich keiner um den anderen, man kennt noch nicht einmal die Leute, die im selben Hause wohnen, und kann sich als freier Mensch fühlen. — In der Hoffnung, daß auch Du Deine Ansicht noch ändern wirst, bleibe ich mit herzlichem Gruß und Kuß. Deine Grete.“

Grete hatte den Brief an ihren Bräutigam eben in den Kasten gesteckt, als sie, heimkommend, von Tante Emilie in deren Zimmer gezogen wurde.

„Ich habe etwas Ernstes mit dir zu reden, Kind“, sagte sie, die Nichte neben sich auf das kleine Sofa ziehend, und ihr Gesicht sah ernst und bekümmert aus — es schien, als müsse sie erst nach Worten suchen.

„Onkel und ich sind nun, wo du bei uns bist, gewissermaßen für dich verantwortlich, Gretchen, und du — ja, wir haben doch natürlich bemerkt, wie sehr Doktor Degen dir den Hof macht und daß du — daß er dir auch nicht gleichgültig zu sein scheint. Darum hat Onkel es für seine Pflicht gehalten, sich genau nach ihm zu erkundigen. Und da —“ die alte Dame suchte nach Worten, während Grete die Röthe der Scham siedendheiß ins Gesicht stieg. Sie wollte die Tante unterbrechen, wollte sagen, daß dieser Doktor Degen sie ja gar nichts anginge, aber sie brachte kein Wort über die Lippen. Die Tante aber fuhr fort: „Es fällt mir schwer, dir jungem, unschuldigem Ding das zu erzählen — kurz heraus, dieser Doktor Degen ist bereits verheiratet. Dort unten im Elß, in einem kleinen Nest, hat er eine Frau sitzen und zwei kleine Kinder —“

Grete hatte die Farbe gerechelt bei der Erzählung der Tante, und ein ekler Gesichtsausdruck war ihr auf die Zunge gekommen. Trotzdem — ihr Herz blieb ganz ruhig; es war ja im Grunde so gleichgültig, ob dieser Doktor Degen verheiratet war oder nicht.

„Er stammt nämlich aus dem Elß,“ fuhr die Tante fort, „und hat eine reiche Bauerstochter geheiratet aus demselben Dorf, in dem sein Vater Lehrer war. Nun leben sie getrennt, nur ab und zu fährt er einmal ein paar Tage hin; wahrscheinlich ist sie ihm jetzt nicht fein und klug genug, aber scheiden läßt er sich nicht von ihr, denn er braucht ihr Geld. Ach, es ist ekelhaft, Kind! Es ist eben das Schlimme, daß hier in der Großstadt einer vom anderen nichts weiß — aber schließlich, auch wenn sie's erfahren, dann heißt's eben: ein Genie darf nicht mit gewöhnlichem Maßstab gemessen werden, und er ist darum nur noch viel interessanter. Es tut Onkel und mir nur so von Herzen leid, daß dir nun dein Besuch bei uns eine solche Enttäuschung bringt, daß du —“

Da fiel Grete Frohwein der Tante um den Hals: „Es ist ja gar keine Enttäuschung für mich; es ist mir ganz, ganz gleich — ich bin ja verlobt —“

Tante Emilie schob ihre Nichte von sich und sah sie an, als traue sie ihren Ohren nicht.

„Du bist verlobt — und dann —“

Grete wurde dunkelrot und senkte schuldbehaftet den Kopf:

„Ach, Tanten, ich will dir ja alles beichten!“ — Und das tat sie dann auch und nahm ganz demüthig und kleinlaut die kleine Straßendecke der Tante auf sich, die im Grunde sehr erleichtert war, daß der Nichte Herz sich bei ihnen keine Wunde geholt hatte, und das, was sie ihr als Strafe aufgab, war dieser eher eine große Erleichterung und Freude.

Doktor Kurt Schneider aber war sehr erstaunt, als er am Abend desselben Tages, an dem er den Brief wenig erfreulichen Inhalts von seiner Braut erhalten, noch einen Brief bekam, dessen Tonart ganz anders war.

„Liebster Kurt!“

Ich habe Onkel und Tante nun doch gesagt, daß wir verlobt sind. Den Grund werde ich dir mündlich auseinandersetzen. Da Doktor Bartsch ja, wie du mir schreibst, heute zurückkommt, so bitte ich dich herzlich, doch einige Tage hierher nach Berlin zu kommen, und Onkel und Tante schließen sich meinem Wunsche an und freuen sich sehr, dich kennen zu lernen.

Hoffentlich bist du nicht böse über meinen ersten Brief, lieber Schatz! Ich will dich schon versöhnen, wenn du hier bist, und überhaupt — es ist dringend notwendig, daß wir uns mal aussprechen. Deine sich sehr nach dir sehende Grete.“

Zwei Tage später stand Grete Frohwein auf dem Bahnsteig des Bahnhofes Friedrichstraße und erwartete die Ankunft ihres Verlobten. Als der Zug einließ und sie Kurts männliches, offenes, frisches Gesicht am Coupéfenster sah, seine erwartungsvollen, jehnsüchtigen Augen, da flutete eine heiße Glückswelle über sie hin, und die Tränen traten ihr in die Augen.

Mit einem Satz war Kurt Schneider aus dem Coupé. Einen Augenblick hasteten die Augen der beiden jungen Menschen ineinander, dann hatte der Mann die zierliche, kleine Mädchen-gestalt in seine Arme gezogen, ihr Kopf lag an seiner Brust. „Meine Grete, mein Liebling“, flüsterte er.

„Ach Kurt, ich war sehr töricht und eigensinnig, und ich habe dir überhaupt noch eine Beichte abzulegen und weiß gar nicht, ob du mich dann noch liebhaben wirst. Aber eins will ich dir gleich sagen: Berlin ist gräßlich, und ich ziehe überall mit dir hin, wohin du willst, auch nach Klausburg.“ —

Der Doktor guckte seine Braut ganz verblüfft und fast ein wenig enttäuscht an: „Und ich wollte dir gerade sagen, daß ich keinesfalls in Klausburg bleibe und dir zuliebe mich meinetwegen auch in Berlin niederlassen will.“

Da mußten sie alle beide lachen, und als sie dann zusammen in der Droschke saßen und des Onkels Wohnung suchten, da gab es eine große Aussprache, die mit vielen Küffen, Versicherungen und Versprechungen endete und mit dem Entschluß, als zukünftigen Wohnort eine hübsche Mittelstadt zu wählen. —

Die guten Klausburger aber erhielten wirklich von Berlin aus die Verlobungsanzeige Grete Frohweins, denn Vater und Mutter Frohwein hatten den vereinten Bitten ihrer Verwandten und des Brautpaares nachgegeben und waren ebenfalls einige Tage nach Berlin gekommen.

Wenn dir das Herz voll bitt'rer Reue.

Von E. Fries.

(Nachdruck verboten.)

Mit wenigen würdigen Worten hatte der Professor das Kolleg geschlossen und seine junge Hörerschaft entlassen; nicht für fröhliche, sorglose Ferienzeit diesmal, sondern daß die meisten dem Rufe des Vaterlandes folgen und zum Kampf für deutsche Ehre hinausziehen sollten gegen eine Welt von Feinden.

Im Innersten erregt, eifrig redend und gestikulierend, verließen die Studenten den Hörsaal. Ein gehaltener Ernst lag über ihrem Wesen, der in nichts an die überstürmende Lustigkeit, mit der sie sonst in die Ferien gestürzt waren, erinnerte.

„Wann wirst du reisen?“ fragte ein blonder Rheinane, dessen fröhlichem Gesicht man es ansah, daß er keinem Festgelage aus dem Wege zu gehen pflegte, einen Korpsbruder, der gleich ihm den blauen Stürmer trug.

„Mit dem nächsten passenden Zug natürlich“, erwiderte Hans Hergesell fast heftig. „Wir wollen gleich zur Bahn, uns erkundigen.“

„Und die Schlusneipe?“ Otto von Reichstein fragte es beinahe zaghaft.

„Denkt der Mensch wahrhaftig an Neipe und dergleichen!“ rief der andere in wahren Entsetzen.

„Otto — Hans — so wartet doch!“ riefen einige Rheinanen hinter den beiden her. „Wir fahren natürlich alle zusammen?“

„Fragt doch nicht selbstverständliche Dinge“, sagte Hans Hergesell, der dem Aussehen nach einer der Jüngsten, dennoch der geistige Führer zu sein schien.

Mit lebhaft blühenden Augen setzte er den Freunden zum so und so vielen Male in den letzten acht Tagen auseinander, wie er sich den Verlauf des Krieges dachte. Bei Rede und Gegenrede war der Bahnhof schneller erreicht als sonst, aber es stellte sich heraus, daß über den einzigen Zug, der für die Norddeutschen tagsüber in Frage kam, heute schon für den Truppentransport verfügt worden war. Notgedrungen mußten die Jünglinge die Reise in die Heimat bis in die frühen Morgenstunden des folgenden Tages verschieben.

„Nun kommen wir doch noch zu einer Schlusneipe“, meinte Otto von Reichstein zufrieden, und einige andere stimmten ihm lebhaft zu.

Hans Hergesell hielt es für richtiger, seine Meinung nicht zu verraten. Er mußte, die andern machten ihm den Vorwurf, daß er sich nur allzu häufig von den großen Aneipereien drückte. Im Anfang hatte man es ihm als einen Mangel an kameradschaftlichem Sinn ausgelegt, daß er, obwohl längst nicht mehr die scharfen Trinksitten früherer Zeiten herrschten und ihm wegen eines leichten Magenleidens sogar weitgehender Dispens gewährt worden war, den eigentlichen Trintgelagen getreue aus dem Wege ging. Aber Hans Hergesell war sich bewußt, daß ihm der Alkohol leicht zu Kopfe stieg, und daß er dann nicht imstande war, sich so zu beherrschen, wie er es unter allen Umständen für nötig und eines Mannes würdig hielt. Daß er heute von der Abschiedsfeier nicht würde fernbleiben können, sah er wohl ein und machte keinen Versuch, sich loszumachen.

Beim Mittagessen, das die Rheinanen wie immer in dem hübschen Korpshaus, das hoch über der Stadt gelegen war, einnahmen, herrschte eine ganz eigen festliche Stimmung. Die Türen zur Terrasse standen weit offen und ließen die sommerliche Luft, die von lieblichem Rosenduft erfüllt war, in die weite Halle. Hans Hergesell ertappte sich plötzlich auf seltsamen Gedanken. Wie heimliches Ahnen wollte es sein Herz beschleichen. Vielleicht zum letzten Male sitzt du hier... Aber nein, am Abend würde man hier zum allerletzten Male mit den Bundesbrüdern zusammen sein und dann vielleicht nie wieder!

Gewaltig suchte sich Hans von solchen Empfindungen frei zu machen, die seiner lohenden Begeisterung sonst ganz fremd waren. Aber es schien doch gut, daß dem eigentlichen Abschied am Abend etwas von seiner herzbellemenden Behmut durch die Einwirkung einer köstlichen Bowle genommen werden würde. Er wollte sogar tüchtig trinken, um nichts von Traurigkeit in sich aufkommen zu lassen. Sie alle zogen ja in den Krieg für ihr heiliges Vaterland, da mußte jedes Gefühl der Trauer zurücktreten! Als Hans Hergesell seine Wohnung aufsuchte, um zu packen und die letzten Vorbereitungen für die Abreise zu treffen, empfing ihn seine Wirtin mit verfürtem Gesicht.

„Ach, Herr Doktor.“ — so nannte sie ihn schon seit seinem

ersten Semester — „heut bleibe Sie so lang, um grad heut hab' ich so arg auf Ihre gewart!“

„Ja, Frau Kesselbach, was ist denn los? So große Sehnsucht haben Sie doch sonst nicht nach mir“, rief Hans, aber das Scherzwort erstarrte ihm fast auf der Lippe, als er die gutmütigen Augen der Frau mit vor Angst geweitetem Blick auf sich gerichtet sah.

„Die Ellis ist krank“, sagte sie, „gell, Sie gucke amol nach ihr?“

Bereitwillig kam der junge Mediziner mit, und so wenig Erfahrung er noch besaß, sah er doch auf den ersten Blick, daß das liebe kleine Mädel, mit dem er stets gut Freund gewesen war, schwer erkrankt war. Er prüfte Puls und Temperatur und sagte dann zu der besorgten Mutter: „Es scheint eine Lungenentzündung zu werden, und das kleine Herz ist recht schwach. Ich würde raten, sich den Professor Oppenheim zu holen.“

„Ach, Herr Doktor, wo soll ich denn das Geld für den Herrn nehmen? Helfe Sie uns doch —“

„Sie wissen wohl gar nicht, daß Krieg ist?“ fragte Hergesell erstaunt. „Ich muß heute nacht nach Hause fahren und morgen stelle ich mich beim Regiment.“

„Aber so lang Sie hier sind, helfe Sie uns?“ bat die Frau.

„So weit ich kann, gerne“, sagte der Student herzlich, „bloß — Ihr Kind ist sehr krank, und ich kann noch nicht viel —“

„Sie haben ihr aber doch schon oft geholfen, Herr Doktor, vielleicht geht es auch jetzt wieder gut vorbei“, versicherte nun Frau Kesselbach zuversichtlich.

Hans Hergesell schickte die Bundesbrüder fort, die ihn zu einem Spaziergang in die Berge holen wollten, und blieb getreu-

seiner kleinen Freundin sitzen. Gewissenhaft erneuerte er die Umschlüge und reichte ihr die Medizin, und wirklich schien die Wucht des Fiebers gegen Abend nachzulassen. Das war ein recht gutes Zeichen!

Aber Hans wollte doch nicht abreisen, ohne noch einmal nach seiner Patientin zu sehen.

„Ich mache mich droben früher los“, versprach er seiner Mutter, „daß ich noch ein Stündchen Zeit für die Ellis behalte.“

Es war ein wundervoller Sommerabend, der die Rhenanen im Garten ihres Bundeshauses zum letzten Male vereinte. Viele, die in der näheren Umgebung beheimatet waren, fehlten schon in dem frohen Kreise. Hochgingen die Wogen der Begeisterung, doch kam es nicht zu der lärmenden Fröhlichkeit früherer Abschiedsfeiern. Es war, als ob eine geheime Macht selbst die Ungebundensten in den Grenzen hielte.

Nie hatte Hans Hergesell sich im Kreise der Fremde so wohl gefühlt. Die Sternennacht, die sich über den weiten Garten gesenkt hatte und die Umrisse der nahen Waldberge nur undeutlich hervortreten ließ, das Klagen der Nachtigallen und der bevorstehende Abschied schufen in ihm eine seltsam weisevolle Stimmung.

„Morgen können wir's nicht mehr, darum laßt uns heute leben —“, sang der Chor.

Hans Hergesell hob das Glas zum Munde. „Ja, noch wollen wir leben“, rief er mit seiner warmen Stimme, „und für das Vaterland kämpfen. Geißt uns, daß wir es dürfen!“

Zubelnd stimmten die andern ein, und Stunde um Stunde verrann im trauten Beisammensein.

Plötzlich war es, als ob Hans Hergesell einen Schlag auf sein Herz verspürte. Erschrocken fuhr er zusammen. Mechanisch sah er nach der Uhr. Aber wie kaltes Entsetzen lief es durch seinen kraftvollen jungen Körper. Er hatte Zeit und Stunde völlig vergessen! Die andern erklärten es für ein Ding der Unmöglichkeit, daß er erst noch nach seiner Wohnung wollte. Aber er ließ sich nicht

halten und raste wie gejagt den Berg hinunter. Er mußte hinunter allen Umständen — schlimm genug, daß er es so lang vergessen hatte!

Leise schloß er die Haustür auf. Es schien ganz unheimlich still im Hause zu sein — ob Frau Kesselbach eingeschlafen war?

Nein, denn da klinkte sie die Tür auf, als sie seinen Schritt auf der Treppe hörte. Ihr Gesicht schimmerte faßl beim matten Scheine der Lampe, unendlich müde und traurig sah es aus.

„Sie sind so lang geblieden, Herr Doktor“, sagte sie leise, „vor einer Stunde ist die Ellis gestorben.“

Wirr sah der



Denkmal auf dem deutschen Friedhof bei Loreto, das den in den Kämpfen an der Loreto-Höhe gefallenen Deutschen der 28. Infanterie-Division errichtet wurde.



Von den Kämpfen an der Monzofront: Österreichisch-ungar. Lager auf der lastartigen Hochebene von Zoberbo.



Eine deutsche Krankenschwester in der Wüste. (Mit Text.)

junge Mann sie an. Es schien, als hätte er den Sinn der Worte nicht verstanden. Am Bett des Kindes sank er in die Knie und legte sein Ohr auf das stille Herz — wahrhaftig, er hörte nur das Mäuschen und Brausen seines Blutes — aus dem garten Leib des Kindes war das Leben entflohen! ... Verzweifelt schlug Hans die Hände vor das Gesicht — o, daß er nicht früher gekommen war!

„Das Fieber war plötzlich weg, wie weggeblasen,“ sagte die Mutter traurig. „Ich hab’ gemerkt, daß die Ellis mich nit kanni hat, aber ich wüßt nit, was ich tun muß!“

„Wann war das?“ fragte er hastig. „Vor einer Stund viel leicht“, antwortete die Frau trübe.

Da also wäre „du mußt auch an deine allein stehende Mutter denken.“



Prinz Leopold von Bayern, Eroberer von Warschau. Hofphotograph G. Müller.

noch Zeit gewesen! Vielleicht wäre dann dem schwachen Herzen des Kindes noch aufzuhelfen gewesen, wenn er seine Pflicht nicht gröblich veräußt hätte! In dumpfer Betäubung machte er die Reise in die Heimat. Die Freunde konnten sich sein verändertes Wesen nicht erklären, aber ihre anfänglichen Versuche, ihn in das Gespräch zu ziehen, hatte er mit einem so verzweifelten

Ausdruck im Bild zurückgewiesen, daß sie ihn schließlich gewähren ließen. Nun stand er schon monatelang im Feld. Er war mit seinem Regiment droben in Ostpreußen, wo die heftigen Angriffe der Russen den Ärzten und dem Pflegepersonal



General d. Infant. Hermann v. Solard, der neue Statthalter von Galizien.

In aufopfernder Tätigkeit wetteiferte einer mit dem andern.

Aber Hans Hergesell kam keiner gleich. Kein Weg war ihm zu weit, keine Mühe zu groß, um Verwundete in das weiter zurückliegende Feldlazarett zu bringen. Aus dem dichtesten Regengießen holte er sie heraus, ohne mit der Wimper zu zuden.

„Mensch, du suchst ja förmlich den Tod auf“, sagte ihm einmal ein älterer Kamerad bei einem besonders schwierigen Wagentück.

„Du siehst, ich bin gefeit“, antwortete Hans mit so traurigem Ton, daß der andere ihn erstaunt prüfend ansah.

„Es hört sich ja an, als müchtest du sterben“, sagte er vorwurfsvoll.



Generalleutnant Alfredo Dallolio wurde vom Könige von Italien zum Unterstaatssekretär für Waffen und Munition ernannt.



Das Rathaus in Warschau, im Mittelpunkt der Stadt.

schlafend wandte Hans Hergesell sich ab. Was wußte der Freund von der Last, die seine Seele drückte und die ihm die Lust am Leben raubte? Wie sollte er weiter leben mit dem Bewußtsein, daß sein Leichtsinns dem kleinen Pieschen das Leben gekostet hatte? In seiner Reue kam er gar nicht darauf, daß das arme Kind, das seit Monaten durch den bösen Keuchhusten geschwächt war, die schwere Krankheit wohl kaum hätte überleben können. Seine Gedanken kreisten immer nur um den einen Punkt: er wußte, er konnte keinen Wein vertragen, und dennoch hatte er an jenem Abend getrunken...

Eines Tages mußte eine Anzahl Schwerverwundeter durch gefährdetes Gelände nach dem Lazarett geschafft werden. Es war ein Gefecht im Gange, das wieder neue Verletzte bringen würde, und so mußte Platz geschaffen werden. Hans war gar nicht zufrieden, daß ihm der Befehl erteilt wurde, den Transport zu leiten. Viel lieber wäre er im Bereich der feindlichen Kanonen geblieben. Dagegen erschien ihm der Auftrag, so ehrenvoll er war, wie Kinderpiel. Mit der müden Gelassenheit, die auf seinem früher so sonnigen Wesen wie Meltau lag, hatte er bei der Unterbringung der Kranken geholfen und war auf dem Wege, um zur Truppe zurückzukehren. Der Pfad führte durch ein Waldchen, dessen schüchternes Grün nicht hinreichte, um den Eindrud von Ode und Trostlosigkeit zu überkleiden. Eine Schar Krähen flog bei seinem Näherkommen mit lautem Flügelschlag auf. Hans Hergesell hatte seinem Pferde die Zügel gegeben und ritt im Schritt. Es war ein schwerer Tag gewesen, und er hatte scharf aufpassen müssen, denn die Russen hatten ihn und seinen Transport hart bedroht. Die Automobile hatte er mit den Leuten vorausgeschickt; nun genoß er das Alleinsein und die verhältnismäßige Stille wie eine besondere, langentbehrte Wohltat. Der Kanonendonner scholl nur aus der Ferne zu ihm herüber — vielleicht hatte der Gegner sich zurückgezogen. Der Gedanke war noch nicht zu Ende gedacht, da pflüchten plötzlich die Kugeln um Hans Hergesell. Oh, wo steckten die Kerle, die ihn so freundlich begrüßten? Er hielt das Pferd an und sah sich um — wahrhaftig, dort am Ausgang des Waldes lagen sie in Deckung, und von weiter hinten schienen immer noch neue Truppenmassen sich heranzuwälzen. Ohne Besinnen wandte der junge Mediziner sein Pferd und preschte davon. Er mußte das Lazarett zu retten suchen — wenn die da vor ihm es überließen, dann war es verloren!

Die Russen hatten seine Umkehr bemerkt und feuerten wie toll hinter ihm her. Er achtete der Kugeln nicht, die ihn umschwirten. Einmal war es ihm, als hätte er einen Schlag gegen die Schulter bekommen, doch hatte er keine Zeit, darauf zu achten. Wie der Sturmwind stob er dahin. Es war höchste Eile geboten, denn die Russen waren ihm dicht auf den Fersen. Im Nu war das Lazarett alarmiert, und in fieberhafter Hast wurden die Verwundeten in Sicherheit gebracht. Kaum waren die letzten geborgen, da schossen die Russen das Gebäude trotz der darauf wehenden Genier-Flage in Brand.

Aus dem sicheren Versteck sahen die Ärzte und Schwestern dem Schauspiel zu. Flammen loderten zum Himmel und umlohten den Schauplatz, wo sich ihre Tätigkeit bis vor wenigen Augenblicken abgespielt hatte.

„Wir danken Ihnen unser Leben“, wandte sich eine der Schwestern in tiefer Bewegung zu Hans Hergesell. Doch der sah plötzlich abschlah aus und griff haltlos nach dem Arm des neben ihm stehenden Kollegen.

„Oh!“ sagte der, „was ist denn das? Überanstrengung? Ein Wunder wäre es zwar nicht —“

Mit sorglichen Händen wurde der Ohnmächtige gelagert. Als ihm die Uniform geöffnet wurde, war das Hemd mit Blut getränkt. Der Oberarzt machte ein ernstes Gesicht, als er ihn untersuchte.

„Es läßt sich noch nichts Rechtes sagen“, antwortete er auf die Frage der Schwester. „Aber was es auch sein mag, den müssen wir durchbringen.“

Hans Hergesell hatte die letzten Worte gehört. „Lassen Sie mich ruhig sterben“, flüsterte er mit blassen Lippen.

„Das wäre ja noch schöner“, lachte der Oberarzt. Mit seinem Befehl ahnte er, daß den jungen Kollegen ein Kummer drücken mußte. „Man kann durch sein Leben oft mehr gutmachen, als durch den Tod“, sagte er leise.

Ein Seufzer rang sich von den Lippen des Kranken. Die Sinne schwanden ihm wieder.

Wochenlang schwebte Hans Hergesell zwischen Tod und Leben. Es schien wie ein Wunder, daß sein Körper trotz der schweren Verwundung noch die großen Anstrengungen bei der Bergung der Verwundeten leisten konnte. Als er endlich wieder bei klarem Bewußtsein war, wurde ihm vom Oberarzte das Eisene Kreuz überreicht.

„Sie haben vierzig Menschen das Leben gerettet“, sagte er herzlich, „und Ihr eigenes dabei beinahe eingebüßt.“

Das alte sonnige Lächeln früherer Tage verklärte das abgezehnte Gesicht des Leidenden. Ob die vierzig das Leben der kleinen Ellis aufwogen? Dann durfte er ja wieder froh werden! Von nun an ging es mit Riesenschritten der Genesung entgegen.

Der Tod in der Tiefe.

Von Hermann Dreßler—Chemnitz. (Nachdruck verb.)

Als Hendrik von seiner Fahrt heimkehrte und die Hütte betrat, sah seine Alte mit nassen Augen am Spint und hielt die Schürze vors Gesicht.

„Na, Mutter, was gibts denn?“

Er hing Ollade und Südwestler an den Haken und trat auf seine Frau zu.

„Unser Biddy!“ schluchzte die.

„Was ist mit dem?“

„Er kehrt nit wieder heim!“

„Aber Mutter, das ist ja Torheit! Jetzt ist ein Menschenleben freilich wohlfeil, aber es steht noch immer in Gottes Hand wie in den Zeiten des Friedens.“

„Nein, nein, er ist tot, er hat sich angemeldet. Auf der Stiege kannst du's sehen! Nasse Fleder, wie sie triefende Männerstiefeln machen!“

„Ja, bei dem Wetter wird es wohl in jedem Hause nasse Fleder geben. Sieh nur, wie das Meer rast! Gott schütze unsre braven Jungs auf See!“ Er stand auf und trat ans Fenster.

Von hier aus konnte man die See sehen. Das Brüllen ihrer Flut klang durch das Haus. Weiße Schaumstreifen schoben sich von ferne heran und peitschten ihren Wisch gegen die Dänen.

Die Mutter lag auf den Knien und betete, betete für ihr Kind, das draußen auf wilder See auf schaukelndem U-Boot den gefährlichsten Dienst tat, den der Krieg vom deutschen Manne fordert. Und es war, als wirkten ihre Gedanken in die Ferne.

Biddy, der auf einem der neuesten deutschen U-Boote als Rudergänger Dienst tat, dachte gleichfalls an zu Hause.

„Jetzt kommt der Vater nach Hause. Dasselbe Wasser, das uns umspült, hat ihn getragen. Die Mutter setzt ihm den Trank zurecht — nur mein Platz ist leer!“

Das schlanke Boot kreuzte seit vier Stunden vor der Südküste des Feindes. Immer hielt sich der stählerne Riesenfisch unter Wasser, durch sein Sehrohr den Horizont vorsichtig abspähend. Aber kein feindliches Fahrzeug war bisher weit und breit zu sehen. Die See lag glatt wie ein Bogen glühendes Stanniolpapier.

Der Kapitän ließ die Sinks auspumpen und sein Boot auftauchen.

„Es wird wahrhaftig Zeit, daß wir wieder einmal frische Luft schnappen“, dachte Biddy.

Er öffnete den Dedel vom Turmlud. Ein Lichtkegel vom goldenen Tageslicht blühte in das Innere.

Die Mannschaft durfte schichtweise für kurze Zeit an Deck und atmete tief auf, als sollten die Lungen Vorrat mitnehmen in den stählernen Sarg. Der Kapitän sah auf Deck, ließ die Reine in das Turmlud herabhängen und spähte durch das scharfe Doppelglas ringsum den Horizont ab.

Allmählich nahm der Seegang zu. Das Boot fing an zu rollen. Die Mannschaft mußte unter Deck. Nur der Kapitän und der Wachhabende blieben auf ihrem Posten. Die See überspülte die Männer manchmal mit einer salzigen Woge. Sie mußten sich jetzt mit Seilen anbinden, damit die wütende See sie nicht von Deck spülte. Aber die Gläser setzten sie kaum einmal von den Augen ab. — Plötzlich erscheint im Blickfelde des Orlars eine Rauchfahne, und bald darauf eine zweite.

Noch einmal überzeugen sich die beiden Männer, daß sie sich nicht getäuscht haben. Und nun heißt es, schnell verschwinden.

Sie wissen, daß drüben auf jenen Dampfern gleichfalls mehrere bewaffnete Augenpaare die See absuchen, um den ver-schwindenden Gegner aufzufinden und ihn dann zu rammen oder durch einen Schuß zu vernichten.

Schon zwängen sich die zwei Männer durch das Turmlud in den feuchten, dumpfigen Raum zurück. Der Dedel des Turmluds wird zurückgeschwungen. Der Fisch taucht. Die Fluten des ewigen Weltmeeres rauschen an den Stahlwänden. Die Motore rasen und stampfen in nervöser Hast. Das Tageslicht ist verschwunden.

Nur durch das Periskop fällt ein mattbeller Lichtkreis auf die Platte des Aluminiumschens, vor dem jetzt der Kapitän sitzt.

Die Glühbirnen leuchten auf. Alle Bullaugen sind abgeblendet.

„Zwei Kreuzer!“ ruft der Kapitän seinem Kameraden zu, „wir haben Glück!“

In seiner Stimme zittert aber der Unterton der Erregung. Ist es der Gedanke an den Tod, der ihn umlauert oder das Jagd-fieber des Weidmannes, der sich plötzlich dem gesuchten Wild gegenübersteht, was dieses leise Vibrieren in die Stimme legt?!

Auf dem Periskopbilde rücken unterdessen die Kriegsschiffe näher und näher. Zwar stark verkleinert, aber haarförmig in Form und Farbe bewegen sie sich über die Platte wie ein Kinobild. Wogenkämme springen dazwischen auf. Die See muß hoch gehen.

Regierbild.



Wo bleibt denn meine neue Mama?

alle Nerven und Muskeln seines Fahrzeuges in der Hand, denn hier vor seinem Sitze laufen all jene Adern und Stränge zusammen, die den Leib und die Glieder des Tauchbootes regieren. Hier ist die Seele, das Lebenszentrum, das Hirn des Riesenfisches.

„Feuer!“

Eine Explosion läßt das Boot erzittern. Das Torpedo rauscht aus dem Lanzierrohr heraus in die Flut. Die Maschinen schweigen plötzlich. Auch die Mannschaft hält den Atem an und sieht mit stotterndem Pulschlag auf das Antlitz des Kapitäns, das Erfolg oder Mißerfolg verraten soll.

Der sitzt jetzt über das Periskopbild gebeugt, als wollten sich die Augen daran fesseln. Einige bange Sekunden schleichen träge und lauernd durch Stahl und Nerven.

Plötzlich greift der Kapitän mit der Hand nach dem Herzen. Eine Explosion wirft ihre Schallwellen gedämpft zur Tiefe.

„Getroffen!“

Ein Schauer freudiger Erregung läuft der Mannschaft über den Körper. Aber noch ist die Arbeit nicht zu Ende. Der zweite Kreuzer muß auch zur Tiefe.

Im selben Augenblicke liegt wieder Spannung auf den Zügen des Kapitäns. Bidder sieht ihm über die Achsel. Das Periskop zeigt von dem ersten Kreuzer nur noch Bordbord. Steuerbordseits ist er bereits tief eingesunken.

Aber der zweite! Herr im Himmel! Der hält ja gerade auf die Stelle zu, an der das Unterseeboot auf der Lauer liegt. Er will den verborgenen Feind rammen. Der Blasenweg des abgeschossenen Torpedos hat dem Schiffe die Lage des U-Bootes verraten.

„Alle Tanks füllen!“

Die Stimme des Kapitäns klingt wieder scharf und schneidend. Der Befehl wird ausgeführt. Schor braust die Salzflut tosend und schlagend durch die geöffneten Ventile. Der Periskopmast ist eingeholt. — Gleichzeitig setzen die Motore wieder ein.

Der Zeiger am Manometer gleitet im Kreise nach rechts und zeigt, wie tief das Boot steht.

In einigen Sekunden ist der Kreuzer heran, und wehe, wenn er mit seinem Stahlbug oder mit dem Kiel den Feind da unter sich auch nur streift. Die Männer hier unten wissen nicht, wie nahe oder entfernt er ist.

Schweigend tun sie ihre Pflicht, schweigend und hoffend. Der Kapitän läßt den Stahlbedel vor dem Turmfenster ausschwingen. Grünliches, märchenhaftes Licht glüht gespensterhaft herein.

Und jetzt wird es plötzlich von einem Schatten zerschnitten, der auf Augenblicke alles Licht abdämpft.

Bidders Pulschlag steht still. „Der Kreuzer über uns!“

Das Schlagen der Schrauben klingt, als ob ein Seeungeheuer dahinjährt — dann wird es wieder hell.

„Gefahr vorbei!“ beruhigt der Kapitän seine Leute, und wieder geht ein Aufatmen durch die Mannschaft, ein Aufatmen vom Tode Erstandener.

„Wir oder ihr?“ Wer es ihm sagen könnte!

Diese dummen Gedanken an Vater und Mutter gerade jetzt! Er sieht seine Hütte ordentlich plastisch aus dem matten Spiegel der östigen Stahlplatten aufsteigen! Dort sitzt seine Mutter am Spint und weint! Warum, Mutter...

„Nur zum Schuß!“

Er fährt zusammen. Die Stimme des Kapitäns klingt wie der Schnitt eines Messers.

Klingelzeichen ertönen nach dem Maschinenraum.

Der Kapitän drückt hier einen Hebel, dreht dort an einem Rädchen, das geheimnisvoll aus der stählernen Wand herausragt. Er hat jetzt

Nach zwanzig Minuten langer Fahrt ertönt das Kommando: „Tanks ausblasen!“ und allmählich hebt sich das Boot wieder zur Oberfläche, die jetzt wieder ruhig und spiegelglatt daliegt.

Fern, ferne in der Richtung gegen die Heimat liegen seine goldene Linien auf dem Wasser und schimmern über das Meer wie eine glückbringende Verheißung.

Auch den alten Fischersleuten auf der Gallig leuchten sie. Sie stehen vor ihrer Hütte im Abendglanz. Der Alte hat seinen Arm um die Frau geschlungen, und der Abendwind trägt ihre Wünsche dem fernem Sohne zu.

Der enttäuschte Komponist.

Im dem bedeutendsten Gasthof einer mittleren Stadt Italiens kehrte im Jahre 1846 eines Tages spät am Nachmittage ein geistreich aussehender Fremder ein.

„Ich muß morgen früh weiterreisen,“ erklärte er, „gibt es aber nicht am Abend eine kleine Abwechslung hier im Orte?“

„Ei freilich, Euer Gnaden“, antwortete der Wirt sehr wichtig. „Wir haben zurzeit eine sehr gute Operngesellschaft hier, die jeden Abend „Ernani“ zu lebhafter Freude unserer Bürgerschaft aufführt. Euer Gnaden werden wissen, „Ernani“ ist die neueste Oper unseres berühmten Komponisten Verdi. Die Vorstellung soll ausgezeichnet sein.“

Als die Ouvertüre zu „Ernani“ im Theater ertönte, saß der Reisende gespannt lauschend in der letzten Reihe des Parterres. Bald aber drückte sich auf seinen charakteristischen Zügen entschiedenes Mißfallen aus. Ungeduldig trommelte er mit den Fingern auf seinen Knien, mit den Fußspitzen auf den Dielen; einige Male machte er Miene, aufzuspringen und hinauszulaufen. Plötzlich schnellte er auf seinem Plaze in die Höhe und rief mit weithin schallender Stimme dem Dirigenten zu: „Herr, beachten Sie doch das vorgelegte Piano! Wozu ist es denn geschrieben?“

Der Einwand war so gebieterisch, so alles übertönend gekommen, daß die Musikanten schwiegen, der Kapellmeister verdußte in den Zuhörerraum starrte und die bewundernden kleinstädtischen Musikfreunde sich entrüstet nach dem Störenfried umsahen. Nach südländisch lebendiger Art gingen aber dessen Nachbarn auch sogleich zu Tätlichkeiten über. Während soundsovielle brüllten: „Hinaus mit dem Unverschämten!“ packten die ihm zunächst Sitzenden bereits nach seinen Armen, um ihn auf die Straße zu zerren.

Da wurden sie durch einen überraschenden Vorgang in den Reihen der Musiker abgelenkt. Einer von diesen, der in Rom, Mailand und anderen großen Musikzentren mitgespielt, hatte den unbequemen Kritiker scharfer ins Auge gefaßt und rief ehrfurchtsvoll aus: „Es ist Verdi selbst!“ Kaum hatten seine Kollegen das gehört, als sie wie ein Mann aufsprangen und unter wildem Schwingen der Arme wie toll schrien: „Hoch, Verdi! Es lebe Verdi!“ Der begeisterte Ruf pflanzte sich blisknell in die Zuhörerreihen fort und steckte auch Verdis Nachbarn an. Bei denen schlug sogar die Stimmung noch energischer um. Sie, die soeben den Komponisten hatten an die frische Luft befördern wollen, hoben ihn jetzt begeistert auf und trugen ihn auf ihren Schultern nach vorn vor die Lampenreihe. Hier trat ihm der Kapellmeister ehrerbietig entgegen und überreichte ihm mit tiefer Verbeugung seinen Dirigentenstab.

Das leichtbewegte Böllchen im Theater äußerte seinen Beifall, sein Entzücken mit solchem Übermaß von herzlicher Begeisterung, daß der Schöpfer des mißhandelten Tonwerkes seinen Dank wohl oder übel durch Übernahme der Leitung betätigen mußte, und so wurden denn wenigstens an diesem Abend „Ernani“ ganz nach den Absichten seines Konfektors gespielt. Die Erinnerung an jenen Abend lebt in der betreffenden Stadt noch heute fort. E. D.

Balkanfriedhof.

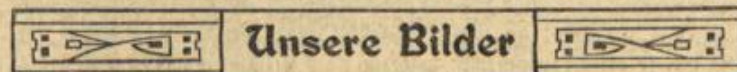


uf heiler Höhe, fern der Welt Gelöbe,
Ein kleiner Friedhof, ins Gestein gebettet;
Schmucklos und schlicht, und doch voll stiller Größe.

Der Bergwind raunt in wilden Efeuranten,
Die um die eingesunkenen Hügel klettern;
An grauen Felsen träumen Ewigkeitsgedanken.

Von eisumstarrter Fichte steigt voll Ruh
Ein Adler, der dort oben einsam horstet,
Mit stolzem Flügelschlag der Sonne zu.

Johanna Weiskopf.



Eine deutsche Krankenschwester in der Wüste. Unser Bild zeigt Fräulein Dr. Koch, die erste und einzige deutsche Krankenschwester, die sich dem Zug der türkischen Truppen gegen den Suez-Kanal angeschlossen

bat, mit ihren Schiffen und einigen verwundeten türkischen Soldaten vor
ihrem Verbandszelt in Palafima.

ihren Verbandszeit in Estland. **Stadt und Hafen Riga.** Die Besetzung Kurlands durch die deutschen Truppen lenkte die Aufmerksamkeit auch auf Riga, der Hauptstadt des russischen Gouvernements Livland, an beiden Ufern der Düna. Wer von der Wasserseite nach Riga gelangt, glaubt einer Stadt wie Bremen und Lübeck sich zu nähern, nur daß Riga noch bei weitem größer ist. Hier fallen am ehesten die stolzen Zeugen ruhmreicher Vergangenheit in die Augen. Gleich links sieht man das Schloß, dessen Grundmauern in der Ordenszeit gelegt worden sind. Nicht weit vom Schlosse steigt der bleistiftartig spitz zulau- fende Jakobikirchen- turm in die Höhe. Schon die Jakobi- kirche verfügt über einen ansehnlichen hohen Turm, aber dieser wird von dem malerischen Petri- turme noch über- troffen, dessen Höhe 140 Meter erreicht. Er ist ein äußerst kunstvoll angelegter Renaissancebau aus Holz, den der Ri- gaer Zimmermann Heinrich Wülbern 1746 vollendete. — Aber die schönste unter den Kirchen Rigas und damit zugleich die größte Sehenswürdigkeit der Stadt ist der durch seine stolze Er- habenheit und ruhige Würde gewaltig wirkende Dom, ein spätromanischer Bau. Das alte Riga bietet viele stimmungsvolle Reize in seinen inneren Stra- ßen und Gassen, die in ihrem unregelmäßigen Häusergewirr mit den großen plumpen Torbogen für das Malerauge etwas ungemein Anziehendes haben. Es sind Gäßchen, wie man sie in Nürnberg an der Stadtmauer trifft.



Stadt und Hafen Riga. Photograph. Leipziger Presse-Büro. (Mit Text.)

leerimmen ein sehr probates und billiges Mittel angeben. Von einer Zitronenbrühe man den Saft gut aus, schlage von einem Eiweiß streifen Schmettwe zwei Eßlöffel kölnisches Wasser und eine Prise Salz dazu, rühre alles in einem Gefäß gut durcheinander und fülle diese Mischung in eine Flasche, die man gut verkorkt. Hat man im Haushalt etwas Eiweiß übrig, so ist es besser, man bereitet sich es immer frisch. Man wende diese Mischung als Einreibung für die Hände stets, nachdem man sie gewaschen, an. Bei regelmäßiger Pflege werden dadurch die Hände tadellos weiß. E. M.

Winter noch kräftigen können.

Rosen sollen im Herbst keinen eigentlichen Rückschnitt erfahren. Man hat nur das unreife und sehr schwache Holz zu entfernen, weil es doch unter der Winterdecke faulen würde. Das eigentliche Schneiden wird im Frühjahr vorgenommen.

Nestensiedlinge von
Remontant- und Re-
vernellsensorten wer-
den jetzt in Kästen ge-
sieht. Man benutzt
dazu Seitentriebe.
Am schnellsten bilden
die Nesten bei etwas
Bodenwärme Wur-
zeln, in nicht zu tiefen
Riñbeettflächen.

Handpflege. Nichts ist unschöner als eine unjauberte oder ungepflegte Hand. Daher sollte jedermann täglich fünf Minuten erübrigen, um seiner Hand die nötige Pflege zuteil werden zu lassen. Hierfür will ich den lieben Mit-

Gemeinnütziges

Tomaten Salat schmeckt besonders gut, wenn den in Scheiben geschnittenen Früchten außer Öl, Essig und Salz einige Löffelchen voll feiner englischer Weiseseif gegeben wird.

Forbeerbäume werden zur Wahrung der Form am besten geschnitten, da sich dann die Augen an den zurückgeschnittenen Zweigen für den nächsten Austrieb noch gut vorbilden und die schwächeren Triebe bis zum

Allerlei

„Ein neuer Gast. „Aber Herr Wirt, der Schmorbraten ist ja so hart, daß man ihn unmöglich essen kann.“ — Wirt: „Ach, entschuldigen Sie! Ich lasse Ihnen sofort eine andere Portion bringen.“ (Er geht mit dem Braten in die Küche und sagt zu dem Koch): „Dem neuen Gast dort einen anderen Schmorbraten. Diese Portion kann ein Stammapah bestimmen.“

Zonderbare Anekdote. Die Kaiserin Katharina II. von Rußland sandte Voltaire einst eine selbst von ihr gedrechselte Dose von Eisenblech. Dies gab dem Philosophen Veranlassung zu einem Scherz; er nahm bei seiner Richte Unterricht im Striden und sandte der Kaiserin einen angefangenen seidenen Strumpf, von seiner Hand gestrickt, mit einem poetischen Billett, in welchem er sagte, daß, da er eine männliche Arbeit von weiblicher Hand erhalten, er sie bitte, eine weibliche Arbeit von männlicher Hand annehmen zu wollen. Die Kaiserin nahm das Geschenk lächelnd an. A.

Ihr eigener Verräther. Ein Kaufmann, der es infolge seiner Geschäftstüchtigkeit später bis zum Großkaufmann brachte, machte als junger Anfänger einmal die unerfreuliche Entdeckung, daß ihm, während er auf einige Zeit den Laden hatte leerstellen lassen, die Ladenkasse ausgeraubt worden war. Was thut? Er wußte keinen Menschen, auf den er hätte einen Verdacht werfen können. „Ich werde meine Beobachtung nicht einer einzigen Seele mittheilen“, nahm er sich vor, „dann bin ich sicher, daß es nicht herumgetragen wird, und wer weiß, ob sich der Dieb nicht selber verrät.“ Er erwähnte wirklich gegen keinen Menschen etwas davon, nicht einmal gegen seine eigenen Geschwister, mit denen er anfänglich sein Geschäft gemeinsam betrieb, um seine Ladenbedienung bezahlen zu müssen. Drei Monate vergingen, ohne daß etwas über die Sache ans Tageslicht kam. Da traf es sich einmal, daß gerade niemand sonst im Laden war, als er eine alte, sehr verschmiste Kundin bediente. „Was ich schon immer fragen wollte“, jagte sie, „haben Sie denn herausbekommen, wer Ihnen damals das Geld aus der Ladenkasse genommen hat?“ — „Bis jetzt nicht“, erwiderte er ohne Zögern, und sah sie so scham an, als könne er ihr auf den Grund der Seele blicken. „Nun aber weiß ich, daß Sie es waren. Ich erlaube Sie, mir das Geld zurückzuzahlen.“ — Sie wurde zwar puterrot, gab sich aber doch nicht so schnell gefangen. „Aber ich bitte Sie, welche Beleidigung! Wie können Sie mir so etwas zutrauen?“ sagte sie. — „Zugetraut habe ich es Ihnen nicht“, war seine bestimmte Antwort. „Sie sind Ihr eigener Verräther. Da ich keinen Menschen in den Verlust eingeweiht habe, können Sie ihn von niemanden erfahren haben. Ich rate Ihnen, sträuben Sie sich nicht.“ Und wirklich zahlte sie ihm die Summe ohne weiteres hin. C. D.

Echorade.

Es nennet dir mein erstes Wort.
Bekannte Flüssigkeit.
Das andre ist ein traurer Ort.
Man liebt ihn allezeit.
Ein deutsches Städtchen dir erscheint.
Wenn beide Säulen sich vereint.
Julius Fald.

Silberrätzel.



ՅԵՐԱՆՅԱՊԹՈՒԳՈՒՆԵ.



Die leeren Felder in vorstehen-
der Figur sind so mit Buchstaben
auszufüllen, daß jeder Wörter dar-
zustellen, welche von links nach rechts
sowohl, als von oben nach unten ge-
lesen, gleich lauten. Die Wörter be-
zeichnen: 1) Eine Oper, 2) Einen Tr.
Großbritanniens. 3) Einen Wad-
denamen. 4) Einen Schiffsbau.

Auflösung folgt in nächster Nummer

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des *Quoqutibis*: Reiter, heiter, Leiter. — Des *Homonymä*: Broden

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Fleißer, gedruckt und herausgegeben
 von Greiner & Fleißer in Stuttgart.